

Henning Mankell

Ich sterbe, aber die Erinnerung lebt

Übersetzt aus dem Schwedischen von Verena Reichel
Nachwort von Ulla Schmidt

ISBN-10: 3-552-05297-6

ISBN-13: 978-3-552-05297-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05297-0>
sowie im Buchhandel

18.

Der Nebel löst sich langsam auf. Ich stehe da und sehe auf das Meer hinaus und denke an Aida und ihre Mangopflanze.

Als sie sie mir zeigte, war ich ganz sicher, daß dies einer der Momente war, die man nicht vergißt, solange man lebt.

19.

Wie es eigentlich dazu kam, weiß ich nicht. Ebenso wenig weiß ich, wann Aida sich entschloß, mir ihr Vertrauen zu schenken und ihr Geheimnis mit mir zu teilen. Aber ich bekam sie zu sehen, als ich sie und die Familie zum zweitenmal besuchte.

Als ich sie das erstemal besuchte, war es ein sehr heißer Tag. Wir fuhren früh in Kampala los, um zu vermeiden, daß wir auf der Ausfallstraße ins vormittägliche Verkehrschaos gerieten. Beatrice, die mir half, mit den Menschen in Kontakt zu kommen, die krank waren und Erinnerungsbücher schrieben, hatte mit Christine ausgemacht, daß ich bei ihr vorbeikommen sollte. Da wußte ich noch nicht, daß es eine Tochter namens Aida gab. Von Christine wußte ich eigentlich nur zwei Dinge, daß sie Aids hatte und daß sie bereit war, mit mir darüber zu sprechen.

Als wir an diesem Morgen aus Kampala herausfuhren, empfand ich dasselbe Unbehagen, das mich begleitet hatte, als ich nach Uganda kam. Es liegt etwas fast Unanständiges darin, zu erwarten, daß todkranke Menschen bereit sein sollen, einem wildfremden Mann gegenüber über ihr Leiden und ihr Schicksal zu sprechen. Der außerdem aus dem fernen Winkel der Welt – Europa, dem Westen – geflogen kommt, wo die gefürchtete Krankheit fast gebändigt und zu einer chronischen, aber nicht tödlichen Krankheit geworden ist. Die Krankheit, die jetzt wahllos auf dem afrikanischen Kontinent und an anderen Orten in der armen Welt tötet.

Ich schlief schlecht, da es mich vor der Aufgabe grauste. Die Unruhe war leicht zu verstehen. Es grauste mich, weil ich wußte, daß das Schicksal von Christine und den anderen mir sehr nahe gehen würde.

Beatrice hatte uns eine gute Wegbeschreibung geliefert. Wir bogen ab, und wie immer in Afrika ist man sogleich mitten drin in einer anderen Welt; in der, die etwas unzutreffend das eigentliche Afrika genannt wird. Aber Afrika ist immer „eigentlich“, ob Savanne oder Slum, ob alte verfallene koloniale Stadtviertel oder ein düsteres, unbestimmbares Grenzland zwischen Busch und Wüste.

Christine besaß zwei Häuser. In dem einen wohnten ihr Vater und ihre Mutter und einige der Geschwister. Als ich ankam und aus dem Auto stieg, sah ich als erstes ihren Vater, der dasaß und ein Gemüse putzte, das ich noch nie gesehen hatte. Er war unrasiert, aber sehr würdevoll. Später erfuhr ich, daß er möglicherweise 80 Jahre alt war, auch wenn niemand es mit Bestimmtheit sagen konnte. Er hatte einen scharfen Blick, und rings um ihn her existierte ein unsichtbares Kraftfeld, das sogleich alle umschloß, die sich ihm näherten.

Während der ganzen Unterredung, die ich an diesem Tag mit Christine führte, putzte er weiter sein Gemüse. Dann und wann brachte ihm ein Kind oder vielleicht eine Tante oder seine Frau etwas zu trinken.

Er war wie ein Zeitmesser, der voller Verachtung eine gewöhnliche Uhr ablehnte. Die einzige Art, die Bewegung in seinem eigenen Leben und dem anderer zu messen, war für ihn, Gemüse zu putzen.

Christine war mager und wirkte erschöpft. Ich konnte gleich sehen, daß sie sich angestrengt hatte, um uns zu empfangen. Ihre Kleiderwahl, das Gesicht, das glänzte, das sorgfältig gebürstete Haar. Bei ihr war es wie bei allen anderen Aidskranken, denen ich auf dieser Reise begegnete: das Letzte, das sie verließ, war die Würde. Es war die letzte Bastion, die bis aufs äußerste verteidigt werden mußte. Danach gab es nur noch den Tod, und der kam oft schnell, wenn die Würde erst einmal verloren gegangen war.

Christine sagte:

- Ich habe eine Tochter.

Wir saßen auf zwei braunen Schemeln im Schatten hinter dem offenen, aber überdachten Raum, in dem das Essen für die Großfamilie zubereitet wurde. Christine sagte etwas in ihrer eigenen Sprache. Aus einer Gruppe von Bananenbäumen trat ihre Tochter hervor. Sie trug einen dunkelblauen Rock, zerschlissen, mit Rissen, sie ging barfuß und hatte eine rote Bluse an. Sie war dünn und groß, und sie war ganz die Tochter ihrer Mutter, denn sie hatte den gleichen Zug um Mund und Nase und Augen. Aida war schüchtern, sie sprach mit leiser Stimme und schlug den Blick nieder. Als ich ihr die Hand gab, zog sie die ihre so schnell wie möglich zurück.

Während meines langen Gesprächs mit Christine blieb Aida verschwunden. Erst gegen Nachmittag, als wir nach Kampala zurückfahren wollten und einen Zeitpunkt für meinen nächsten Besuch vereinbart hatten, entdeckte ich sie wieder. Sie hatte sich Christines Mutter und einigen der anderen Mädchen angeschlossen, nicht Christines Töchtern, aber den Töchtern einer ihrer Schwestern. Ein der Schwestern, die bereits an Aids gestorben war. Sie kochten das Abendessen. Ich sah, wie Aida das Gemüse holte, das Christines Vater den ganzen Tag lang geputzt hatte.

Christine sagte:

- Wenn ich fort bin, wird Aida eine große Verantwortung übernehmen müssen. Um ihretwillen versuche ich zu leben, so lange ich kann.
- Weiß sie davon?

Christine sah mich fragend an.

- Natürlich weiß sie davon.
- Was hast du ihr gesagt?
- Das, was gesagt werden muß. Sie wird die Mutter ihrer Geschwister sein müssen, wenn ich fort bin, und falls meine Eltern dann noch leben, wird sie ihre neue Tochter sein.
- Wie hat sie reagiert?
- Sie wurde traurig. Was sonst?

Ich sterbe, aber die Erinnerung lebt | Henning Mankell